

Oliver Bowden

ASSASSIN'S CREED ORIGINS DER EID

Die offizielle Vorgeschichte zum Videogame

ISBN 978-3-8332-3517-7



www.paninibooks.de

Viele Jahre vor Origins ...

Mein Vater war der Mann, der den Grabräuber Menna bezwungen hatte. Nur die Götter wussten, wie oft ich diese Geschichte schon gehört hatte. Von jedem im Dorf. Immer wieder.

Wer war Menna? Gute Frage. Manche sagten, es gäbe gar keinen Mann dieses Namens – dass sich dahinter in Wahrheit mehrere verbergen würden, oder dass „Menna“ einfach der Name einer bestens organisierten Bande von Männern sei, die den Schein einer finsternen Leitfigur wahrten, um Angst zu verbreiten.

Andere behaupteten, dass Menna sehr wohl ein Mensch aus Fleisch und Blut sei, aber kein aktives Mitglied seiner eigenen Bande. Es hieß, er sei ein Mann, der durch die Arbeit seiner Helfer fett und reich geworden sei und seine Geschäfte kontrolliere, ohne sein luxuriöses Heim in Alexandria auch nur einmal zu verlassen.

Das hartnäckigste Gerücht jedoch – und darüber redeten wir auf den Straßen von Siwa am häufigsten, als wir aufwuchsen – besagte, dass Menna in der Tat ein Mann sei und seine Bande mit einer machtvollen Mischung aus Angst und dem Versprechen von großen Reichtümern, die auf sie warteten, beherrsche. Man sagte, seine Zähne stammten von seinen Opfern, seien mit Drähten zusammengefügt, schwarz angemalt und zugespitzt worden, und dass es ihre Aufgabe sei, jeden, der ihn ansah, mit Furcht zu erfüllen. Er sei grausam und skrupellos und verehere keinen anderen Gott außer den des Geldes. Man sagte, er töte alle, die er nicht bestechen könnte, und jeden, der sich ihm widersetze – er töte sie und ihre Familien und hänge ihre Eingeweide an Bäumen auf und ihre gehäuteten Leiber auf öffentlichen Plätzen, zur Warnung all derer, die ihm trotzen wollten.

Man sagte, er sei ein Dämon, von den Göttern gesandt, um die Bösen zu bestrafen und die Unschuldigen zu quälen.

So böse war er angeblich.

Was immer davon nun auch die Wahrheit sein mochte, Menna und seine Bande waren den Soldaten, die ihnen stets nachjagten, immer ein paar Schritte voraus. Hin und wieder erwischte man einen seiner Männer, folterte und verbrannte ihn zur Strafe bei lebendigem Leibe, damit seinem entweihten Körper der Übertritt ins Jenseits verwehrt blieb, so wie er selbst viele Grabstätten entweiht hatte.

Aber es nützte alles nichts. Ein unbestechlicher Beamter hatte versucht, sie aufzuhalten. Es war ihm nicht gelungen, und er war kurz darauf unter rätselhaften Umständen gestorben. Nichts konnte Mennas Treiben eindämmen, und trotz der Foltern, die man seinen Gefolgsleuten zufügte, hatte keiner je preisgegeben, wer er war und wo genau man ihn finden konnte. Jedermann fürchtete ihn.

Ich war noch klein gewesen, vielleicht zehn Jahre alt, als Menna und seine Männer am rüdrigsten waren. Als ich zum ersten Mal von ihnen erfuhr, waren sie kaum mehr als eine Geschichte, eine Legende. Sie waren nur ein Thema, über das meine Eltern sprachen, und damit auch eines, das meine Fantasie beschäftigte, wenn ich spätnachts im Bett lag und einzuschlafen versuchte.

Ich hörte, dass die Bande im Norden umherzog. Dort hatten sie na-

türlich Pyramiden geplündert, aber ihr Netz auch weiter gespannt. Wegen Grabräubern wie Menna waren die Architekten der Pharaonen dazu übergegangen, mehr Fallen und Sackgassen in ihre Grabstätten einzubauen, die auf diejenigen wie ein Leuchtf Feuer wirkten, die ihren Lebensunterhalt damit verdienten, jene Besitztümer zu stehlen, die die Toten mit ins Jenseits nehmen wollten. Nicht einmal die Reichen, die jetzt in riesigen geheimen Kammern beige setzt wurden, in Gräften, die in den Fels hineingebaut wurden, waren vor Mennas Plünderungen sicher. Seine bevorzugten Ziele jedoch waren jene, die etwas weniger reich, aber nicht arm waren, und die ihre Reise ins Jenseits in einer Nekropole begannen, auf einem Friedhof, der in der Nähe einer Siedlung lag. Darauf hatte Menna es vor allem abgesehen.

Er hatte eine Methode. Seine Bande gab sich als Händler aus und lagerte in der Nähe seines Zieles, aber nicht zu nahe. Von dort aus mischten sie sich unter örtliche Volk und bestachen Offizielle. Sie beobachteten Gräfte und Gräber, baldowerten die Tunnel aus und errieten Pläne, die eingebauten Fallen zu umgehen.

Seine Methoden änderten sich je nach Beschaffenheit des Friedhofs, aber im Allgemeinen ging er so vor, dass er in Gräfte einbrach und einfach alles mitnahm. So konnten die Diebe schnell verschwinden und das Gold später in der Sicherheit ihrer Verstecke vom Plunder trennen.

All das hatte ihm natürlich die Aufmerksamkeit meines Vaters eingetragen, der es sich als Beschützer von Siwa – als Meketi der Stadt – zur Aufgabe gemacht hatte, Bescheid zu wissen, wann Menna und seine Bande in der Nähe waren.

Und zu jenem Zeitpunkt waren sie ganz in der Nähe.

Rabiah war nicht zu Hause. Ich nahm vor ihrem Haus Platz und richtete mich aufs Warten ein, ärgerte mich aber über jede einzelne Sekunde, bis ich endlich sah, wie sie langsam mit einem Korb voll Obst vom Markt den Weg heraufkam.

„Ich hatte mich schon gefragt, ob ich dich heute sehen würde“, sagte sie und ging ohne einen herzlichen Gruß oder dergleichen an mir vorbei ins Haus. Ich folgte ihr unaufgefordert, wartete, bis sie

ihren Umhang ablegt und den Korb hingestellt hatte, dann wandte ich mich ihr zu. Sie stand mit verschränkten Armen da und musterte mich unangenehm lange.

Rabiah war nur wenig älter als meine Mutter, aber vom Temperament her glichen sie einander – beide hielten mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg („Ich bin eben direkt, und daran ist nichts Falsches“, sagte meine Mutter stets, wann immer mein Vater sie dafür schalt, wenn sie frei heraus sprach), und beide hatten die Gabe, einem das Gefühl zu vermitteln, sie könnten einen mühelos durchschauen.

Und im Moment hatte ich genau dieses Gefühl.

„Ich sehe Entschlossenheit“, sagte sie, als ihre Musterung endlich vorüber war. „Das ist gut. Das wollen wir sehen in einem, der vom Blut des Protektors von Siwa ist. Willst du das Amt vielleicht bald übernehmen, nachdem dein Vater nun nicht mehr da ist?“

„Vielleicht“, antwortete ich vorsichtig und fragte mich, worauf sie hinaus wollte.

„Wie dicht standest du davor, was glaubst du?“, wollte sie wissen. Ihre Miene war nicht zu deuten, die Augen lagen im Halbdunkel.

„Ich habe viel von ihm gelernt – über die Kunst des Überlebens und des Kampfes.“

„Überleben“, wiederholte sie. „Hast du das nicht von der Nubierin gelernt?“

Die Nubier hatten am Rande der Stadt gelagert, als ich noch kleiner war. Ich hatte mich mit einem Mädchen angefreundet, Khensa, die zwar jünger als ich gewesen war, mir aber dennoch viel über die Jagd und das Fallenstellen beigebracht hatte. Später fand ich heraus, dass Khensa mich all diese Dinge auf Geheiß meiner Mutter gelehrt hatte, die die Nubier in diesen Dingen für die allerbesten hielt.

„Ja“, sagte ich jetzt zu Rabiah. „Aber nachdem die Nubier fort waren, übernahm es mein Vater selbst, mich zu trainieren. Nur er konnte mich zum Protektor ausbilden.“

„Natürlich“, pflichtete Rabiah mir bei. „Und wie ging dein Training voran?“

Sie heftete ihren Blick auf mich, und ich hatte das Gefühl, sie könne in meinen Kopf hineinsehen und meine Gedanken lesen, denn es

stimmte – aus irgendeinem Grund war mein Training nur langsam vorangegangen, mein Vater schien ständig zu zögern. Rabiah und meine Mutter drängten und drängten ihn, mich auszubilden, doch jedem Schritt ging irgendein Einwand voraus, der stets besagte: „Du bist noch nicht bereit, Bayek.“

Ja, ich war mir im Klaren darüber, dass meine Training Jahre dauern würde – „ein Leben lang, Bayek“, war ein anderer Spruch, den ich oft zu hören bekam –, aber trotzdem hatte ich das Gefühl, dass ich, seit ich sechs war und mein Training begonnen hatte, bis heute, mit fünfzehn, kaum Fortschritte gemacht hatte.

Und nun schien es, dass Rabiah dasselbe dachte. „Sag mir“, fuhr sie fort, „bist du der Meinung, dass dein Training weiter vorangeschritten sein sollte, als es heute der Fall ist?“

Ich senkte den Kopf. „Ja“, gab ich zu.

„Sag mir, was weißt du noch über die Nacht, in der Menna zuschlug?“

„Dann hat es also etwas mit Menna zu tun?“

„Beantworte erst meine Frage. Woran erinnerst du dich?“

Ich sah sie an. Ich war gerade erst sechs Jahre alt gewesen, aber ich erinnerte mich noch an jeden Augenblick.

*

Die Nacht des Überfalls war still gewesen. Eine ruhige Nacht. Ich hatte im Bett gelegen und die Ohren gespitzt, um meinen Eltern zu lauschen. Mein Vater hatte gehört, dass fremde Gesichter in der Stadt aufgetaucht waren. Sie behaupteten, Händler zu sein, aber sie trieben auffällig wenig Handel. Er glaubte, dass diese neuen Gesichter mit den Grabräubern zu tun hatten und dass sie irgendwo außerhalb der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten, wie es Mennas üblicher Vorgehensweise entsprach.

Für mich war solches Wissen unbezahlbar. Mit den Gerüchten über Mennas Auftauchen war ich plötzlich sehr gefragt, meine Freunde Hepzefa und Sennefer bettelten mich Tag für Tag um Informationen an: Ob es stimmte, dass Menna mit einer Armee von

Grabräubern gegen Siwa marschieren wollte? Ob es stimmte, dass seine angespitzten Zähne mit Gift präpariert waren? Ich genoss diese Aufmerksamkeit. Der Sohn des Protektors zu sein, hatte seine Vorteile.

Dennoch schlief ich unruhig. Im Traum stand ich vor Felsen, schaute in eine Höhle, und darin sah ich in der drückenden Dunkelheit Augen leuchten und weiße Zähne aufblitzen.

Eine Ratte.

Und dann noch eine. Und noch eine. Und vor meinen Augen schien sich die Höhle mit einer wogenden Masse glitschiger, sich windender Leiber zu füllen. Sie krabbelten übereinander, jeder versuchte zur Spitze zu gelangen. Sie wälzten und wölbten sich, und immer mehr Augen erschienen in der Dunkelheit. Und die Geräusche, die sie machten, dieses Kratzen und Geraufe, schienen immer lauter zu werden, bis ...

Bis ich aufwachte. Nur die Geräusche der Ratten verschwanden nicht zusammen mit dem Rest meines Traums. Die Geräusche waren hier im Zimmer. Bei mir.

Sie kamen vom Fenster.

Jetzt fuhr ich im Bett hoch. Da draußen war etwas, und erst dachte ich, es könnte eine Ratte sein oder ... nein, zu groß für eine Ratte. Vielleicht ein Hund.

Aber nein, auch nicht. Ein Hund hörte sich nicht so an. Ein Hund versuchte nicht, leise zu sein.

Da draußen war jemand. Mein Blick ging zu der Leinwand, die sich im Fenster meines Zimmers spannte, und erst glaubte ich, es sei eine Brise, die sie bewegte. Aber dann sah ich Finger. Knöchel. Eine Hand, die sich vorsichtig hereintastete.

Jetzt sah ich auch das Gesicht und den Oberkörper eines Mannes, der sich durch die Öffnung ins Zimmer schob. Seine Augen funkelten böse, und zwischen seinen Zähnen klemmte ein gebogener Dolch.

Ich kletterte aus dem Bett, als er sich aufrichtete, und obwohl ich instinktiv davonlaufen wollte und mein Hirn den Beinen befahl, sich zu bewegen, konnte ich es nicht, ich konnte gar nichts tun – weder

mich bewegen noch schreien oder auch nur rufen, irgendetwas –, und was mich daran hinderte, irgendetwas zu tun, war Angst.

Der Eindringling hatte ein schiefes Auge, er trug eine dunkle, schmutzige Tunika und einen gestreiften Umhang, der fast bis zum Boden reichte und im Luftzug, der durchs Fenster fuhr, leicht flatterte. Als er den Dolch zwischen seinen Zähnen herausnahm, grinste er, aber anstatt der geschärften schwarzen Zähne, die ich zu sehen erwartete, waren die seinen normal – abgebrochen und dreckig, ja, aber sie ähnelten in keiner Weise den tödlichen Waffen, über die meine Freunde und ich auf den Straßen von Siwa sprachen.

Er legte einen Finger auf die Lippen, um mir zu bedeuten, still zu sein, und ich wollte immer noch davonrennen, aber meine Füße bewegten sich nicht, und so stand ich wie festgewurzelt am Fleck, als er einen Schritt auf mich zumachte. Licht tanzte auf der Klinge, die er hielt, der Dolch bewegte sich auf mich zu, bannte und hypnotisierte mich, gerade so, als wäre es eine Kobra.

Ich öffnete den Mund. Oder, genauer gesagt, ich spürte, wie sich mein Mund öffnete, und da wusste ich, dass ich einen ersten wichtigen Schritt getan hatte. Mein Kopf sagte mir, dass ich mir, wenn ich das schon einmal geschafft hatte, sicher auch einen Schrei abringen könne.

Wenn ich nur meine Angst überwinden konnte.

Er kam noch einen Schritt näher, den Finger immer noch auf den Lippen. Von draußen hörte ich das Flüstern und die gedämpften Schritte weiterer Männer, die sich näherten, und ich dachte an meine Eltern, die in einem der anderen Räume schliefen, und wusste, in welcher Gefahr sie schwebten.

Und jetzt endlich merkte ich, wie der Schrei in mir aufstieg, meinen Mund erreichte und im Begriff war, über meine Lippen zu platzen.

Da ertönte hinter mir der Ruf meines Vaters, der mein Zimmer betrat. „Aha!“, fuhr er auf. „Euer Herr will mich also zum Schweigen bringen.“

Die Wirkung erfolgte augenblicklich. Der Eindringling wich zurück, das Grinsen verschwand aus seinem Gesicht. Er rief: „Angriff!“ und stürmte im gleichen Moment nach vorn.

Ich drehte mich um und sah einen zweiten Mann in der Tür hinter meinem Vater auftauchen. „Papa!“, rief ich, und mein Vater schwang herum, traf den zweiten Eindringling mit seinem Schwert. Blut floss, und eine Drehung mit dem Handgelenk erwies sich als tödlich für den Angreifer. Mein Vater ließ sich auf ein Knie fallen und wirbelte wieder herum, seine Klinge beschrieb einen Bogen und parierte einen Angriff des ersten Eindringlings. Immer noch am Fleck stehend, spürte ich, wie mir Tropfen warmen Blutes ins Gesicht spritzten.

Mein Vater war zu schnell für den Eindringling mit dem schiefen Auge, der rasch zwei Schritte zurückwich. Das Überraschungsmoment war ihm verloren gegangen, und sein Dolch war eine lächerliche Waffe gegen das Schwert meines Vaters. Gleichzeitig griff mein Vater nach mir, packte mich am Oberarm und riss mich zur Tür, wo ich über den Leichnam des zweiten Angreifers stolperte und hinfiel.

Aus dem Haus hinter mir rief meine Mutter „Sabu!“, und mein Vater drehte sich herum, zerrte mich auf die Beine und zog mich mit sich tiefer ins Haus hinein.

Dort stand, zwischen Kissen und Hockern, meine Mutter, ein bluttriefendes Brotmesser in der Hand, einen finsternen, drohenden Blick in den Augen und einen Toten zu ihren Füßen.

Im Zimmer befand sich aber noch ein weiterer Mann. Und ein vierter stürmte zur Tür herein, bewaffnet und die Zähne zum Angriff gefletscht. Meine Mutter rief mich, und ich rannte zu ihr, während mein Vater vorwärtsstürmte, um sich den beiden Eindringlingen entgegenzustellen. „Ahmose, bring Bayek in Sicherheit!“, schrie er und schwang schon sein Schwert.

In der nächsten Sekunde schrie einer der beiden Männer auf und fiel. Seine Eingeweide fielen aus seinem aufgeschlitzten Bauch. Der andere stieß einen Fluch aus, und dann klirrte Stahl, als die Schwerter aufeinanderprallten. Während meine Mutter mich zum Schlafzimmer schleifte, sah ich, wie sich mein Vater duckte und herumkreiselte, das Schwert in beiden Händen, um es mit zwei weiteren Eindringlinge aufzunehmen, die gerade ins Haus drängten. Die Klinge traf, aufspritzendes Blut zeichnete ihre Bahn nach. Das Gesicht meines Vaters war von fast feierlicher Konzentration geprägt, und

einen Moment lang fühlte ich mich, obwohl wir von Mördern belagert wurden, so sicher und geschützt wie noch nie.

Doch das Gefühl verflog. Als Mutter und ich ins Schlafzimmer platzten, fanden wir dort einen weiteren Eindringling vor, der durchs Fenster hereingeklettert war und sich gerade aufrichtete. „Leichte Beute“, meinte er, grinste und brachte seine Klinge zum Vorschein, doch das waren seine letzten Worte, denn meine Mutter war entschlossen zwei Schritte vorgetreten und hatte ihm das Brotmesser zwischen die Rippen gerammt, bevor er seine eigene Waffe auch nur halbwegs zum Einsatz bringen konnte.

„Er hatte recht“, sagte sie, als er zu Boden ging. Dann wies sie auf die Schlafmatte. „Bleib da“, befahl sie, ehe sie ihr Messer hob, sich mit dem Rücken flach an die Wand neben dem Fenster drückte und den Kopf drehte, um einen prüfenden Blick nach draußen zu werfen. Zufrieden, dass sie niemanden sah, ging sie rasch zur Tür, ein Kontrast aus blutbeflecktem Messer und eleganten Röcken, die über den Boden raschelten.

Da war eine Bewegung, ein huschender Schatten, und sie hob das Messer, bereit, sich abermals zu verteidigen. Doch sie entspannte sich, als sie meinen Vater erkannte. Seine Schultern hoben und senkten sich außer Atem, und er war blutig und erschöpft vom Kampf, aber er lebte. Draußen im schwachen Licht unseres Vorraums konnte ich unregelmäßige Umrisse auf dem Boden ausmachen – die Leichen von Männern, die unter dem Schwert meines Vaters gefallen waren.

„Bist du in Ordnung?“, fragte Mutter, ging zu ihm und tastete über seine Tunika, um unter dem blutbefleckten Stoff nach Wunden zu suchen.

„Mir geht es gut“, sagte er. „Und dir? Bayek?“ Er schaute bedeutungsvoll über ihre Schulter hinweg auf den Toten, der hingestreckt im Schlafzimmer lag.

„Uns auch“, antwortete sie.

Er nickte. „Dann tut es mir leid, aber ich muss gehen“, sagte er. „Sie werden den Tempel überfallen, in der Hoffnung auf Relikte, Gold und Opfergaben – was immer sie in ihre schmutzigen Hände

bekommen können. Sie fürchten keine Götter, es kümmert sie nicht, ob sie das Orakel erzürnen. Es ist an mir, sie aufzuhalten.“

„Werden es viele sein?“, fragte meine Mutter.

„Arbeiter vor allem, die Handwerker, die er benutzt. Die Soldaten wurden hergeschickt, um sich meiner anzunehmen. Man wird mich schon für tot halten.“

Mit der Warnung, dass wir auf der Hut sein sollten, ging er, und in der plötzlichen Stille unseres Hauses – ein Haus, das jetzt mit Toten übersät zu sein schien –, sank meine Mutter gegen die Wand und senkte den Kopf. Sie rieb ihre Hände aneinander, als würde sie sie waschen, und ich bemerkte, dass sie zitterte, weil der Kampf zwar vorbei war, aber weitere Männer kommen mochten und sie vielleicht abermals würde kämpfen müssen.

Ich dachte daran, wie sie dem Eindringling entgegengetreten war und ihn erstochen hatte – ohne zu zögern, unbeirrt. In jener Nacht hatte ich meine Eltern zum ersten Mal Blut vergießen sehen. Aber während ich den Eindruck hatte, dass mein Vater lediglich seine Aufgabe erfüllte und wie gut er das tat – dieses deutliche Gefühl, beschützt zu sein, würde mir bleiben –, kam mir meine Mutter dadurch verändert vor, als wäre weder mir noch ihr je klar gewesen, wozu sie wirklich bereit war, um sich und ihre Familie zu verteidigen. Im Laufe der Jahre sollte ich noch oft sehen, wie sie ihre Hände betrachtete, ernst und doch seltsam ruhig, und jedes Mal fragte ich mich, ob sie in diesem Moment an jene Nacht zurückdachte.

In diesem Moment allerdings ging ich zu ihr und setzte mich neben sie. Und in den Augenblicken, bevor sie sich erhob und ging, um die anderen zu warnen, trösteten wir einander dort auf dem Boden.

*

Ich beendete meine Geschichte und fühlte mich von der Erinnerung daran ganz benommen.